

# HANSER



Leseprobe

Marita Vollborn, Vlad Georgescu

Worst Case

Unser ganz erstaunliches Comeback nach Jobverlust und Sozialabstieg

ISBN: 978-3-446-41953-7

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-41953-7>

sowie im Buchhandel.

## Abstieg im Turbotempo

Den Beginn der globalen Finanzkrise werden Geschichtsbücher auf den 15. September 2008 datieren, jenen Zeitpunkt also, an dem die US-amerikanische Investmentbank Lehman Brothers zahlungsunfähig wurde. Der Kollaps des ruinösen Geldinstituts und alle folgenden finanzwirtschaftlichen Hiobsbotschaften entzündeten nicht nur die Gemüter der Branche, sondern entfachten auch unsere Fantasie. Wir hatten nicht übel Lust, unserer Genugtuung bildlichen Ausdruck zu verleihen: T-Shirts mit der Aufschrift „I survived the Citibank“ etwa hätten uns als Überlebende einer Wirtschaftswelt geoutet, deren Katastrophen das geschäftliche, moralische und ethische Versagen radikaler Gewinnmaximierer ausgelöst hatte.

Genau sieben Jahre zuvor stand uns, mitten in der eigenen existenziellen Krise, allerdings kaum der Sinn nach Ironie. Wir hatten innerhalb von 17 Monaten den Boden unter den Füßen verloren: Aus gut bezahlten Vertretern der Mittelschicht waren Sozialhilfeempfänger geworden. Wer wie wir nie für möglich gehalten hätte, was doch so nahe liegt, meint nicht, dass Scherben Glück bringen. Die Einkünfte waren weggebrochen, die täglichen Ausgaben schmerzten und das Prinzip Hoffnung galt für andere. Mitunter waren wir derart verzagt, dass uns der Anblick eines Strickes umgehende Erlösung verhieß. Heute können wir sagen: Wenn Strick, dann nur, um die wahren Übeltäter eine Zeit lang in Fesseln zu schlagen – Bossnapping nennen die Franzosen diese Form des Protests gegen Ma-

nager und Bankenchefs, die Stunden oder Tage gegen ihren Willen mit jenen verbringen müssen, denen sie Löhne kürzen, Kurzarbeit und Minijobs zumuten, um sie letzten Endes doch zu feuern. Bossnapping ist zwar in Frankreich ebenso kriminell wie in Deutschland, aber durchaus nachvollziehbar und überdies ein Ventil, Schlimmeres zu verhindern. Dagegen wütet deutsche Verzweiflung in eine andere Richtung – sie ist in sich gekehrt. In Braunlage, einem 5 000-Seelen-Ort mitten im Harz, konnte ein Hotelbesitzer die Verbindlichkeiten gegenüber seiner Bank nicht mehr bedienen und legte Feuer. Nicht nur Haus und Inventar verbrannten, sondern auch er selbst. Für die Bank wäre der Freitod des Mannes verschmerzbar gewesen, der Verlust der Immobilie war es nicht.

Aus eigener Erfahrung, und das ist vielleicht die wichtigste Botschaft dieses Buches, können wir sagen: Kein finanzielles Desaster rechtfertigt den Tod eines Menschen; kein Schuldenberg wäre es wert, seine Würde oder sogar sein Leben aufzugeben. Ein Comeback ist zwar mühsam und langwierig, aber möglich. Tiefe Erfahrungen sind unschätzbare Wissen. Und so kam es, dass der global einsetzende Finanzkollaps, der 2008 die gesamte Weltwirtschaft erfasste und in nur sechs Monaten über fünf Millionen Arbeitsplätze allein in den USA vernichtete, an uns relativ spurlos vorbeiging. Zweifelsohne gehörten wir zu den wenigen, für die die Krise nicht wirklich überraschend kam. Im Gegenteil: Vieles, was wir seit der eigenen ökonomischen Wiedergeburt nach dem Sozialabstieg 2002 in mehreren Sachbüchern aufgegriffen hatten, erwies sich ab Herbst 2008 als wenig optimistische – aber korrekte – Prophezeiung.

Im Vergleich zu einigen unserer Bekannten und Kollegen, denen die globale Wirtschaftskrise seit 2008 wie ein apokalyptisches, unvorhersehbares Ereignis erschienen war, hatte uns die Implosion des Finanzsystems nicht sonderlich überrascht. Seit Jahren warnen namhafte Wirt-

schaftswissenschaftler immer wieder vor den Folgen des Zockerkapitalismus und des rabiaten Sozialabbaus, werden aber von den tonangebenden Neoliberalisten in Politik, Wirtschaft und Medien mundtot geredet und geschrieben. Kampagnen wie „Du bist Deutschland“ sollen die Bürger des Landes über die derzeit praktizierte Entsolidarisierung hinwegtäuschen und eine gesamtdeutsche Identität vermitteln, die es auch nach 20 Jahren Wiedervereinigung nicht gibt. Eine Gute-Laune- und Mach-mit-Politik wie diese soll ein Gefühl der Zusammengehörigkeit vorgaukeln, das weder existiert noch gewollt ist – gewollt sind dagegen die Minimierung des staatlichen Einflusses und der Sieg des Individualismus: Eigenverantwortung steht an erster Stelle; wer es nicht schafft, im internationalen Wettbewerb zu bestehen, ist selber schuld.

Märklin und Schiesser, Opel oder Hertie und Karstadt – zur Liste der Verlorenen und Angezählten gehören seit Beginn der globalen Krise Namen, die noch vor wenigen Jahren als Inbegriff von Stabilität und nachhaltigem wirtschaftlichem Aufschwung galten. Die Kreditreform rechnet für das Jahr 2009 mit bis zu 35 000 Insolvenzen allein in Deutschland. Der Zusammenbruch ganzer Wirtschaftszweige, der spektakuläre Selbstmord des Wirtschaftstycoons und Pharmakönigs Adolf Merckle – all das steht auf der Rechnung neoliberalen Wirtschaftens und grenzenlosen Globalisierungsglaubens.

Dass Rezessionen kommen und gehen, ist für Ökonomen allerdings weder neu noch spektakulär. Der russische Wirtschaftsforscher Nikolai Kondratjew postulierte bereits 1926 in der Berliner Zeitschrift *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* die Theorie der langen Wellen, wonach Innovationsphasen für ein regelmäßiges Auf und Ab der Wirtschaft sorgen. Tatsächlich scheint die Geschichte die Existenz dieser *Kondratjew-Zyklen* zu bestätigen: Stets führten neue Technologien zu massiven Investitionen seitens der Wirtschaft, die zunächst entspre-

chende, lange Aufschwungphasen einleiteten. Ebenso verlässlich kam jedoch der Absturz. Waren die Innovationen erst gesellschaftlich etabliert, blieben die so dringend benötigten weiteren Investitionen aus, folgten schwere Jahre der Talfahrt. Aufgrund seiner Theorie schaffte Kondratjew, was Ökonomen des neuen Millenniums versagt blieb – Vorhersagen über einen möglichen Kollaps zu treffen. Schon in den 1920ern sah nämlich der russische Forscher eine kommende Weltwirtschaftskrise voraus, die mit dem Schwarzen Donnerstag im Jahr 1929 ja auch eintraf. Der letzte große Zyklus war die Ära der Informations- und Kommunikationstechnologie, deren Anfang Wirtschaftswissenschaftler auf die 1990er-Jahre datieren. Diese fünfte Welle aber flaut seit Jahren ab, der Bedarf an iPods, BlackBerrys oder Rechenpower scheint ausgereizt zu sein.

Folgt man der Kondratjew-These, käme es somit Mitte der 2000er-Jahre zur ökonomischen Megakrise, bevor nach Jahren der Durststrecke eine neue Phase beginnt. Womöglich werden Bio- und Nanotechnologie im kommenden Zyklus Medizin, Landwirtschaft, Technik und Dienstleistungen revolutionieren, und tatsächlich lassen Stammzellforschung, Klontechniken und Wirkstoffpartikel von millionstel Millimetern Größe Forscher und Unternehmen vom Aufbruch in eine neue Ära träumen. Wie so oft in der Geschichte der Wissenschaft aber fehlt es an wissenschaftlichen Erkenntnissen über die Risiken und Langzeitfolgen – von der berechtigten fehlenden Akzeptanz in der Bevölkerung ganz abgesehen. Noch also bleiben ausufernde Investitionen aus. Auch das bestätigt die Thesen des Wirtschaftstheoretikers: Zwischen den Zeiten des Aufschwungs liegt stets die Zeit der ökonomischen Agonie. Und im Moment befinden wir uns mittendrin.

Wer ausgerechnet jetzt seinen Job verliert, sollte sich daran erinnern, dass er lediglich das Opfer eines Wirt-

schaftszyklus ist – der Gier jener Banker und Manager, die den Stein ins Rollen gebracht hatten. Und er sollte nicht ausblenden, dass ihm die führenden Politiker des Landes über Jahrzehnte hinweg im guten Glauben ließen, eine Vollbeschäftigung wäre realistisch, die Renten wären sicher und die Kontrollmechanismen des Staates funktionierten. Doch der schöne Schein trügt. Die Lage kann, so erfuhren wir 2000/2001 am eigenen Leib, schneller kippen, als man denkt – und in solchen Fällen gilt stets der Worst Case, wie man das berühmte murphysche Gesetz auch nennen darf: Alles, was schiefgehen kann, geht schief.

Die globale Finanzkrise, verkündeten Politiker im Wahljahr 2009 immer wieder, habe auch das deutsche Finanzsystem ins Trudeln gebracht. Die Finanzkrise, ließ man uns wissen, habe zudem die Wirtschaft erfasst. Und die Finanzkrise sei letztendlich auch für jene Rekordüberschuldung verantwortlich, die das Land auf unabsehbare Zeit belasten wird. Ist dem wirklich so?

Unstrittig ist, dass sich deutsche Banken mit über 800 Milliarden Euro verzockt haben und auf sogenannten faulen Krediten sitzen blieben, wie ein im April 2009 an die Öffentlichkeit gelangtes Papier der Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht (BaFin) attestierte.

Fest steht auch: Der Steuerzahler muss es richten. Rund 500 Milliarden stellte der Staat im Herbst 2008 als Rettungsschirm für die Finanzbranche zur Verfügung, mehr als 110 Milliarden verschlang dabei allein die Hypo Real Estate, deren Verstaatlichung im Mai 2009 von der EU-Kommission abgesegnet wurde. Über solche Zahlen ist in letzter Zeit viel geschrieben und noch mehr in Talkshows debattiert worden. Ausgerechnet die Verfechter des Turbokapitalismus und des Konzepts „weniger Staat“ fordern angesichts des drohenden Totalkollapses Rettungsgelder für Großkonzerne und Finanzinstitute von demselben, dessen Macht sie sonst gerne minimiert sehen.

Die Sozialisierung der Verluste gehört seit der Finanzkrise 2008/2009 zweifelsohne zu den markantesten Neuinterpretationen von Karl Marx: Sozialismus in Form von Verlustausgleich durch Steuermittel für Banken und Großkonzerne einerseits, Hartz-IV- und Sozialhilfealmsen und Stigmatisierung für das Volk auf der anderen Seite. Hinzu kommen Millionen von Arbeitnehmern, die aus Angst vor dem Jobverlust kostenlos Überstunden schieben, um auf diese Weise die exorbitante Steuerlast der Republik zu stemmen und die Profite ihrer Arbeitgeber zu sichern.

Allein die Banken als Auslöser der Finanzkrise setzten ihre Mitarbeiter in Massen auf die Straße. Im Dezember 2008, nur drei Monate nach dem „offiziellen“ Beginn der globalen Wirtschaftsimplosion, strich beispielsweise die amerikanische Citigroup 50 000 Stellen. Die Commerzbank wiederum kündigte den Abbau von rund 9 000 Jobs im Zuge der Dresdner-Bank-Übernahme an, während die hart angeschlagene BayernLB 5 600 Arbeitsplätze zur Disposition stellte.

Droht die eigene Existenz in den Sog des weltweiten Zusammenbruchs zu geraten und, wenn ja, wird sie wie viele andere an den Folgen der Krise zerschellen? Wer heute mit 40 seine Arbeit verliert, hat auf den ersten Blick kaum eine Chance auf ein Comeback und quält sich mit Fragen zur eigenen Zulänglichkeit. Was habe ich falsch gemacht? Was hätte ich besser machen können? Was habe ich übersehen? Wie anderswo in Europa der Ärger über soziale Missstände, drohenden Arbeitsplatzverlust und die gnadenlose Arroganz von Politikern und Wirtschaftsbossen zu einem Aufschrei der Entrüstung führt, so sieht sich in Deutschland kaum jemand als Opfer – die meisten sind geneigt, alle Schuld auf sich zu nehmen und sie zu tragen, ohne zu murren. Genährt durch die Last, den Alltag bewerkstelligen zu müssen, die Fixkosten nicht aus den Augen zu verlieren und die Kinder vor allzu großen

Einschränkungen zu bewahren, mutiert die Schuld zu einem Instrument der Selbstkasteiung.

Wenn man überhaupt von Schuld sprechen kann, dann ist es die, sich nicht informiert und sein Vertrauen verschwendet zu haben. Wer seine Freizeit allein damit verbringt, in den Konsumtempeln ums Goldene Kalb zu tanzen, in Boulevardzeitungen, Postwurfsendungen und bunten Blättchen instruktive Werte zu erkennen, das Kino für eine Art Bildungseinrichtung zu halten und dem Talkshow-Geschwätz im Fernsehen Lehrreichtum abgewinnt, kann unmöglich davon ausgehen, je wieder ein Bein auf den Boden zu bekommen. Er ist, wie so mancher in Politik und Wirtschaft ihn sich erträumt: ein Kaufkraft-Roboter ohne Sinn für Hintergründe und Zusammenhänge, ein dankbarer Untertan, der den Versprechungen auf einen gesicherten Arbeitsplatz und eine sichere Rente vertraut, statt seinen Verstand zu gebrauchen.

Noch nie haben ökonomische Verwerfungen so schnell die Existenz der gesamten Mittelschicht bedroht, zu keinem Zeitpunkt mussten auch gut ausgebildete Arbeitnehmer und Selbständige fürchten, derart schnell in den Ruin zu rutschen. Unser persönliches Desaster brach über uns herein wie ein Gewitter, das sich durch die Ruhe vor dem Sturm ankündigte. Nachdem wir im Jahr 2000 unser Büro nach Osterode verlegt hatten, hatten sich die Aufträge gehäuft; sie waren zu zweit kaum zu bewältigen. Nicht einmal anderthalb Jahre später kam die Flut ins Stocken: Die schwarze Ära schickte ihre Vorzeichen. Wir hätten sie richtig deuten können, doch wir wollten nicht wahrhaben, was sich da vor unserem geistigen Auge auftat. Als wir uns nicht mehr verschließen konnten, war es zu spät.

Wir waren von Hannover nach Osterode gezogen, um unseren Kindern ein Stück grünes Zuhause bieten zu können. In Hannover hatten wir ein Büro angemietet und eine Dreizimmerwohnung bewohnt, die an Hellhörigkeit kaum zu überbieten war: von links das Poltern des Ehe-

paars Meier, von rechts das Dauerkeuchen der kettenrauchenden Bennings, von oben das Trompetenspiel des Musikstudenten und von unten die Schläge mit dem Besen, wenn unsere Älteste, damals noch ein Baby, wieder einmal aus Leibeskräften schrie. Ein „Haus auf dem Lande“ zu besitzen erschien uns wie ein Versprechen. Endlich Ruhe, endlich kürzeste Wege zwischen Arbeitsstelle und Heim, endlich eigene Sicherheiten schaffen und nicht mehr Monat für Monat mit Hunderten von Euro das Bankkonto eines Vermieters füttern, dessen Gattin unangemeldet vor der Tür stand, um mit spitzen Fingern die Türen und Fenster auf eventuelle Schäden zu prüfen. Mithilfe unserer Hausbank erfüllten wir uns den kleinbürgerlichen Traum von Eigentum und kauften in Osterode eine Doppelhaushälfte mit Garten. Zwei Jahre investierten wir in das 1928 gebaute und lange Zeit vernachlässigte Haus, erneuerten Dach, Elektrik, Heizung, Sanitär und einen Teil der Fenster. Die Arbeit wollte kein Ende nehmen, doch wir hatten uns ein Nest gebaut. Weil wir gut verdienten, verkrafteten wir die finanzielle Belastung. Das sollte sich radikal ändern, als uns ein Auftrag nach dem anderen wegbrach. Es wurde eng. „Sie können Ihre Hausrate nicht bezahlen“, konstatierte der Mitarbeiter unserer Hausbank 2002 kühl und teilte uns im gleichen Atemzug mit, wie er sich das weitere Vorgehen vorstellte. „Wir werden Ihre Immobilie veräußern.“ Wir schluckten hart und bissen uns auf die Lippen. Ein Wort meißelte sich in riesigen Lettern in unsere Köpfe: WOHIN? Diese Frage stellten wir dem Banker allerdings nicht. Stattdessen vergaßen wir allen Stolz und verlegten uns aufs Bitten. Er möge uns Aufschub gewähren, nur eine Zeit lang, er könne uns doch nicht mit unseren drei Kindern von heute auf morgen auf die Straße setzen. Es kostet wirklich Überwindung, mit einer solchen Karte stechen zu wollen. Man kauert im Staub, und der Gesprächspartner, in dessen Macht es lag, den Gönner oder

Gegner zu mimen, wusste das. Da saß ein jung-dynamischer Mann von höchstens 24 Jahren ohne Kinder, ein „Besserverdiener“, wie wir es vordem waren, und hielt Gericht über uns. „Das“, so ließ er uns wissen, „ist nicht unser Problem. Das hätten Sie sich früher überlegen müssen.“ Er ließ uns also im Regen stehen, und schlimmer noch, er gab uns das Gefühl, unseren Wert verloren zu haben. Derselbe Mensch, der uns noch vor wenigen Jahren bei jedem Termin in der Bank mit beinahe freundschaftlichem Handschlag begrüßt, aus dem Mantel geholfen, uns die Tür aufgehalten und uns Kaffee und Wasser angeboten hatte, behandelte uns jetzt wie Aussätzige. An den Maßstäben der Leistungsgesellschaft gemessen waren wir das auch: Unser Erwerbseinkommen lag bei null.

Im Nachhinein wären Banken womöglich schlauer gewesen, ausschließlich Kunden wie uns zu bedienen, anstatt sogenannte Derivatgeschäfte mit Milliarden von Euro zu tätigen, deren Regeln nicht einmal Bankfachwirte mehr verstanden. Hätte etwa die Hypo Real Estate ihre Gelder Kunden wie Vollborn und Georgescu, Angehörigen der Mittelschicht also, anvertraut, wer weiß, die Steuerzahler stünden heute besser da. Weil aber hochrisikante Deals mehr lockten, musste die EU-Kommission am 15. Mai 2009 das verkünden, was bis dahin ein Novum war. „Dies ist das erste Mal in der aktuellen Finanzkrise, dass die Verstaatlichung einer Bank bei der Kommission gemäß EU-Fusionskontrollverordnung angemeldet worden ist“, lasen wir die Nachricht der Kommission auf unserem Redaktionsmonitor – und mussten schmunzeln. Wir hatten, ganz anders als die hoch dotierten Fachleute der Finanzbranche, seit unserer privaten Wirtschaftskrise dazugelernt, und die Finger von abstrus wirkenden Finanzinstrumenten gelassen. Was die Manager der HRE bekanntlich nicht taten, und so verpufften rund 300 Milliarden allein bei diesem Institut.

Während sich die Öffentlichkeit mit täglichen Meldungen über zockende Banker und das marode Finanzsystem konfrontiert sieht, interessiert sich eigentlich niemand für den Zusammenbruch der einzelnen Existenzen, die die Krise in der Mittelschicht ausgelöst hat. Arbeitslos gewordene Normalbürger erhalten in finanziellen Notsituationen, die sie aufgrund der Renditegier ihrer Arbeitgeber nicht selbst verschuldeten, die so dringend benötigten Liquiditätsspritzen nicht. 2009 ebenso wenig wie acht Jahre zuvor, mit verheerenden Folgen für die Betroffenen.

Wie schnell ein solcher Worst Case eintritt, wenn der Arbeitsplatz wegrationalisiert wird und Banken den Geldhahn zudrehen, erfuhren wir pünktlich zu Beginn des neuen Millenniums. Unser Freund Frank, der als ehemaliger *Focus*-Redakteur in München Ende der 1990er das Internetportal Lifescience.de konzipiert hatte, war gerade zum Chefredakteur des Medizinportals Netdoktor.de avanciert und suchte Nachfolger für das bis dahin von ihm geleitete Projekt.

„Ihr könnt die Redaktionsleitung von Lifescience.de übernehmen, es ist eine spannende Geschichte“, ließ er uns eines Tages wissen. Tatsächlich war die Aussicht mehr als verlockend. Immerhin handelte es sich um ein größtenteils mit Bundesmitteln gefördertes Prestigeobjekt, das erstmals Wissenschaft, Industrie und Staat als Geldgeber vereinte, um der Bevölkerung über das Onlinemagazin die „faszinierende Welt der Lebenswissenschaften“ näherzubringen. Reportagen, Berichte und tägliche Nachrichten sollten das Informationsangebot so grundiert wie abwechslungsreich gestalten. Und genau das machte die Sache so reizvoll: hochkomplexe Themen wissenschaftlich korrekt und dennoch in der verständlichen Sprache eines Magazins vermitteln. Dass es sich bei Lifescience.de um einen reinen Onlineauftritt handelte, begeisterte uns zusätzlich, galt diese Form des Journalismus doch damals noch als besonders hipp.

Wir lebten nämlich in der New-Economy-Ära, einer Zeit, in der Dotcoms sich aufmachten, die etablierten, klassischen Konzerne das Fürchten zu lehren. Dotcoms waren junge Internetfirmen, die über das World Wide Web (WWW) Millionen von Usern erreichten und bei Kapitalgebern als besonders sexy galten. Die Epoche der Dotcoms ist wohl eine der kuriosesten in der Geschichte der New Economy: Garagenfirmen konnten sich innerhalb kürzester Zeit zu mächtigen globalen Playern mausern. Neue Ideen, aus der Feder kreativer Köpfe zu Papier gebracht, fanden dabei in Windeseile Investoren, die, mit Millionenbeträgen ausgestattet, die Firmen zu potenten Unternehmen aufbauten. Wer kennt sie nicht, die erfolgreichen Namen der goldenen Internetzeit? Yahoo, Google, Amazon, eBay – sie zählen noch heute zu jenen, deren Aufstieg als Beleg des einstigen Web-Rausches dient.

Für uns als Journalisten startete das Internetzeitalter also mehr als vielversprechend, nahezu alle großen Verlage bauten neue und gut ausgestattete Onlineredaktionen auf. So war bereits 1994, eher experimentell denn professionell, Spiegel online an den Start gegangen. Anfänglich von vielen Lesern der Printausgabe belächelt, avancierte das erste wirklich erfolgreiche deutsche Internetnachrichtenportal zum wichtigen Informationstool für Internetnutzer. Das Modell schien aufzugehen: Weil Spiegel online unzählige Seitenabrufe aufwies, investierten andere Unternehmen zunehmend in Onlinewerbung auf Deutschlands meistgelesener Site. Aus diesen Mitteln wiederum konnte das Portal seine Redaktion finanzieren – und weiterhin massiv ausbauen. Wir gehörten damals noch nicht zum Autorenstamm des Spon, wie die Site intern genannt wird. Wir arbeiteten als freie Mitarbeiter für Printmedien wie *Focus*, *Frankfurter Rundschau*, *Süddeutsche Zeitung* oder *Bild der Wissenschaft*. Als Frank uns das Onlineportal Lifescience.de zur Übernahme anbot, tat sich uns eine Tür ins Paradies auf.

Lifescience.de war gewissermaßen Modellvorhaben und Unikat, zudem gehörte die Internetseite zu den Lieblingsvorhaben wichtiger Entscheidungsträger: Gefördert mit Bundesmitteln des damaligen Forschungsministeriums, finanzierte sich Lifescience.de zusätzlich über Gelder des Vereins International Life Science Forum e. V., das sich aus Mitgliedern von Forschungsinstituten, Unternehmen und Privatpersonen zusammensetzte. Technisch realisiert wurde Lifescience.de von Burda Media über dessen Tochter Cyberlab in München; die Firma zeichnete damals auch für den Internetauftritt des Bundeskanzlers [www.bundeskanzler.de](http://www.bundeskanzler.de) verantwortlich.

Wir arbeiteten virtuell, sämtliche Autoren waren über die Republik verteilt. Der Gedankenaustausch fand über E-Mail und in telefonischen Konferenzen statt. Die bis Ende 2000 gesicherte Finanzierung der Site ermöglichte es uns, etablierte Wissenschaftsjournalisten zu engagieren. Unsere Kollegen waren von der Idee eines unabhängigen, kritischen und staatlich mitfinanzierten Onlineportals angetan – und wir froh, die Site durch die willkommene Fachkompetenz qualitativ aufwerten zu können. Einziger Wermutstropfen: Die Site erzielte keinerlei Gewinne.

Kaum ein Internetuser zeigte sich nämlich bereit, für die bei Lifescience.de publizierten Inhalte zu bezahlen, und an der generellen Einstellung, Web-Inhalte ausschließlich kostenlos zu beziehen, hat sich bis heute global kaum etwas geändert. Für uns als Redaktionsleiter bedeutete dieses Manko zunächst nichts. Das Portal gewann an Popularität, die Akzeptanz innerhalb der Wissenschaftsgemeinde stieg von Woche zu Woche, Redaktionsleitung und Autoren hatten keinen Grund zu klagen, denn die Honorare, die wir als Verantwortliche vergaben, bewegten sich auf dem Niveau von *Focus*, *Spiegel* oder *Stern*. Das Ende dieser vermeintlich goldenen Zeit kam jedoch jäh.

Lifescience.de wurde abgewickelt, weil die Träger des Projekts eine weitere Finanzierung ablehnten: Die viel beschworene Pressefreiheit, im Grundgesetz Artikel 5 verankert, sollte auf dem Altar des Kapitals geopfert werden – und wir hatten uns dagegen gewehrt. Vorausgegangen war eine Auseinandersetzung zwischen uns als Redaktionsleitung und den Geldgebern um die Inhalte von Artikeln. Wissend, dass zu den Lifescience-Trägern auch mächtige Agrokonzerne gehörten, stellten wir dennoch kritische Beiträge ins Netz. Hierbei handelte es sich keineswegs um Pamphlete überschäumender Öko-Freaks, sondern um nüchterne Analysen des derzeitigen Wissensstandes von Gen- und Biotechnologie, die sich aus Forschungsergebnissen der verschiedenen anerkannten deutschen und internationalen Institutionen speisten. Wohlgemerkt: Lifescience war kein PR-Projekt der Industrie, sondern ein auch mit öffentlichen Mitteln finanzierter Informationsdienst, dessen Inhalte einzig der journalistischen Sorgfaltspflicht und der verfassungsrechtlich garantierten Pressefreiheit geschuldet waren. Die Geldgeber sahen das anders, sie glaubten ihr Image in Gefahr. Schließlich bergen Gentechnik und Biotechnologie einen Milliardenmarkt – falls die Bevölkerung ihre Ressentiments aufgeben würde. Nach dem Motto „Wes Brot ich ess, des Lied ich sing“ legten sie die Chefredaktion finanziell trocken und beauftragten eine eigene PR-Agentur, deren Geschäftsführerin sich damals auf der Homepage zu einer „aggressiven Kommunikation“ bekannte, „um gentechnisch veränderte Produkte zu vermarkten“. Allein das war eine herbe Niederlage, doch traf der Schlag neben uns als Redaktionsleitung die gesamte Crew.

Die Nacht der Niederlage zog sich über Tage: Obwohl sich im Harz bereits Väterchen Frost eingenistet hatte und eine strahlende Sonne über die schneebedeckten Höhen des Brocken schickte, hatten wir das Gefühl, in einer Dunkelkammer Erinnerungsfotos zu entwickeln.

Wieder und wieder kramten wir Ereignisse aus unserem Gedächtnis hervor, die so angenehm waren und so viel Hoffnung auf eine gesicherte materielle Zukunft gaben, dass es schmerzte. Vor uns erstand das Bild eines Münchener Biergartens, in ein sommerliches Wechselspiel der Farben getaucht. Der Großstadtlärm ertrank im Stimmengewirr von Mensch und Tier – während hier unten die bayerische Mundart das wenige Hochdeutsche in beleibte Silben mummelte, schmetterten in den Platanen die Amselhähne gegen das kehlige Gurren der Tauben. Anfangs geschäftsmäßig steifbeinig betraten wir das Eldorado der Geselligkeit, noch zurückhaltend auf der Suche nach vier Plätzen Ausschau haltend. Schließlich aber brach der Bann – denn in einem Biergarten im Herzen Münchens zählt nicht der Wille, in der Schlange auszuharren, sondern der Schlangewille: Die Umgebung fixieren und im geeigneten Moment zuschlagen. Auflösungserscheinungen rechtzeitig zu erkennen beschränkte sich bei uns damals noch auf die Gruppenbildung an Tischen. Gelöst ob des Sieges, einen perfekten Platz ergattert zu haben, der nah genug am Verkaufstresen lag, um regelmäßig für Nachschub sorgen zu können, und weit genug davon entfernt, um sich in Ruhe dem Gespräch und dem anheimelnden Grün hinzugeben, widmeten wir uns erst einmal der Speisekarte. So kam es, dass wir in gelöster Atmosphäre bei Brezen, Leberkäs und Hefeweizen über das Zukunftskonzept von Lifescience berieten: neben Frank und Vlad unser direkter Auftraggeber Hans-Jürgen Croissant, damaliger Geschäftsführer der Burda-Tochter Cyberlab, sowie Peter Ruile vom Forschungszentrum für Umwelt und Gesundheit (GSF), dem heutigen Helmholtz Zentrum, einem Großforschungszentrum in der Nähe von München. Wir hatten viel vor, denn die Chancen auf Aufbruch zu neuen Ufern standen gut. Lifescience kam sowohl in der Fachwelt als auch bei interessierten Laien gut an, die GSF als Träger war eine renommierte wissenschaft-

liche Institution, und die Marktanalyse, die wir im Auftrag von Cyberlab erarbeitet hatten, deutete auf Wachstum und Potenzial. Unser Ziel war es, Lifescience nach einer weiteren Finanzierungsrunde durch das Bundesforschungsministerium auf eigene Füße zu stellen – als Biotechnologie-Plattform, die sowohl Inhalte als auch B2B-(Business-to-Business-)Aktivitäten bot. Ein junges Infoportal, das einen ebenso jungen Forschungs- und Unternehmenszweig repräsentierte, erschien allen Beteiligten als perfekte Synapse für Wissenschaft, objektive Berichterstattung und Business. Die Zahlen und Fakten sprachen Bände, und wir hatten sie lesen gelernt. Wenn wir uns davon leiten lassen würden, so sagten wir uns damals, wird der Erfolg unsere Erwartungen übertreffen. Niemand wäre ernsthaft davon ausgegangen, dass Lifescience.de an solch profanen Dingen wie Objektivität oder Unabhängigkeit der Berichterstattung scheitern könnte.

Das Ende von Lifescience.de brachte unser bis dahin solide scheinendes Geschäftsmodell ins Wanken und läutete den Beginn unserer persönlichen Krise ein. Allerdings schrieben wir erst den 20. September 2000, als uns das Kündigungsschreiben erreichte – und bis zum endgültigen Absturz auf den Nullpunkt der wirtschaftlichen Existenzskala sollten weitere 17 Monate vergehen. Heute wissen wir: Zeitspannen wie diese darf man nicht mit fruchtlosen Grabenkämpfen vergeuden. Man muss die Zeit nutzen, um seine eigene Existenz abzusichern – vor dem Zugriff des Staates. Was wir damit meinen, erfahren Sie im weiteren Verlauf dieses Kapitels, an dieser Stelle sei daher nur gesagt: Wir taten es nicht.

„Sie haben uns ziemlich abserviert“, muss damals einer der am häufigsten verwendeten Sätze gewesen sein, den unsere Bekannten und Kollegen immer wieder zu hören bekamen. Dass ein gutes Team innerhalb von drei Monaten auseinanderbricht, weil es mit den mächtigen Interessenvertretern der Industrie aneckt, wollten wir uns nicht

gefallen lassen. Und so kam es, dass wir in einem Anflug naiven Gerechtigkeitssinns den damaligen Liebling aller Medien anschrieben: Gerhard Schröder (SPD). Die Antwort aus dem Kanzleramt ließ zunächst lange auf sich warten, nahezu sechs Wochen gingen ins Land, bis uns ein Schreiben erreichte. Bundeskanzler Schröder, war darin zu lesen, sei aufgrund seiner vielen Verpflichtungen leider nicht in der Lage, uns persönlich zu antworten. Nun gut, wir hatten ihn gleich mehrfach gewählt: in Niedersachsen zum Ministerpräsidenten und später zum Kanzler, immerhin zwei Stimmen für Gerd. Geschenkt. Weitaus mehr Kopfschmerz bereiteten uns die folgenden Zeilen. Die verantwortlich zeichnende Dame teilte uns mit, dass sie – im Namen des Bundeskanzlers – den Bedenken nicht folgen könne. Sie konnte keinerlei Widerspruch zwischen der Finanzierung der Site mit Steuergeldern und dem Generalauftrag an eine industrienah PR-Agentur erkennen. So starb unsere Hoffnung, von höchster politischer Stelle recht und den Segen für die Fortführung des unabhängigen Magazins zu bekommen, zuletzt.

Es liegt in der menschlichen Natur, geschätzte Dinge erst spät loszulassen. Wir entschieden uns, die Sache nun doch persönlich zu nehmen, und übermittelten die Unterlagen samt Hintergründen an die *Süddeutsche Zeitung*. Holger Wormer, der mittlerweile als Professor am Lehrstuhl für Wissenschaftsjournalismus der TU Dortmund lehrt, nahm sich des Falls an und publizierte einen Aufmacher auf der Wissenschaftsseite der SZ, in dem er beschrieb, wie die Site unter den Einfluss der Konzerne geraten war. Die unerwartete Schützenhilfe tat gut – schließlich hatten wir der Moral unsere wichtigste Einnahmequelle geopfert. Übrigens führte die Agentur Bio-Linx das Lifescience-Projekt lediglich bis Ende 2001 fort; von da an schien auch das „PR-Geld vom Kanzler“ versiegt zu sein.

Der Kampf um Lifescience.de hatte uns allerdings das



## BUNDESKANZLERAMT

Berlin, den 02. März 2001

Telefon 0 18 88 / 4 00 - 0  
030 / [REDACTED]

314 - K - 001 744/01/0001

(Geschäftszeichen bei Antwort bitte angeben)

X-Press Journalistenbüro  
Frau Marita Vollborn  
Herrn Vlad Georgescu  
Schwimmbadstr. 29

37520 Osterode

Sehr geehrte Frau Vollborn, sehr geehrter Herr Georgescu,

vielen Dank für Ihr gemeinsames Schreiben vom 24. Januar 2001 an Bundeskanzler Schröder. Bitte haben Sie Verständnis, dass Ihnen der Bundeskanzler angesichts seiner vielfältigen Verpflichtungen nicht persönlich antworten kann, sondern mich damit beauftragt hat.

Um mir einen Eindruck über die von Ihnen kritisierten „Zustände“ bei „LifeScience.de“ zu verschaffen, habe ich das Bundesministerium für Bildung und Forschung, an das Sie sich ebenfalls bereits gewandt hatten, um eine ausführliche Stellungnahme gebeten. Die Beantwortung Ihres Briefes hat sich dadurch leider verzögert. Hierfür bitte ich um „Nachsicht“.

Ihren Vorwurf, dass mit Ihrer bzw. der Kündigung der ehemaligen Chefredaktion eine „ausgewogene“ Berichterstattung über Chancen und Risiken der Bio- und Gentechnologie nicht mehr gewährleistet und das Internet-Portal „LifeScience.de“ damit zu einer „leeren Vorzeigehülle“ geworden sei, kann ich nicht teilen.

Im 21. Jahrhundert stehen Forschung und Gesellschaft vor großen wissenschaftlichen und ethischen Herausforderungen. Eine Schlüsselrolle kommt dabei den Lebenswissenschaften zu. Die Bundesministerin für Bildung und Forschung, Frau Edelgard Bulmahn, hat deshalb das Jahr 2001 zum „Jahr der Lebenswissenschaften“ ausgerufen, um den Dialog zwischen Wissenschaft und breiter Öffentlichkeit zu diesem sensiblen Themenkomplex zu fördern und zu intensivieren. Eine Reihe von Veranstaltungen unterschiedlicher Art werden die Diskussion zusätzlich beleben. Wesentliches Ziel der Bundesregierung ist dabei, die Öffentlichkeit

Haus-/Lieferanschrift  
Schloßplatz 1 10178 Berlin

Briefanschrift  
11012 Berlin

Telex  
30 23 60 bkb

Telefax  
018 88 400-23 57

...

objektiv über die Perspektiven moderner Biotechnologie und Gentechnik zu informieren. Zahlreiche Veröffentlichungen - wie die Broschüre „Science Live“ - oder das fahrbare Labor „Science-Live-Mobil“ sind Beispiele für die erfolgreichen Bemühungen der Bundesregierung, Chancen und Risiken der Bio- und Gentechnologie ausgewogen darzustellen.

Unter der Voraussetzung einer objektiven und neutralen Berichterstattung wird das Bundesministerium für Bildung und Forschung die Internet-Seite „LifeScience.de“ für ein weiteres Jahr fördern. Die technische Umsetzung soll dabei weiterhin von der Cyberlab GmbH übernommen werden; die journalistische Zuarbeit wird auf die Firma BioLinx übertragen. Entgegen Ihren Befürchtungen geben die mir über BioLinx zugänglichen Informationen allerdings in keiner Weise Anlass, an der journalistischen Objektivität des Unternehmens zu zweifeln. Ich bitte deshalb um Verständnis, wenn ich mir Ihre kritischen Anmerkungen in diesem Zusammenhang nicht zu Eigen machen kann.

Mit freundlichen Grüßen  
Im Auftrag

[Redacted signature block]

Wesentliche vergessen lassen: Die für uns so wichtig gewordene Ära der New Economy näherte sich mit enormer Geschwindigkeit ihrem Ende. Jene an den Börsen hoch gehandelten Internetunternehmen, deren Börsenwert bis dahin um etliche Milliarden US-Dollar angeschwollen war, entpuppten sich als kaum lukrativ für die Betreiber und als Fass ohne Boden für die Investoren. Panikartige Aktienverkäufe setzten ein. Infolge dieser Entwicklung verloren die an der Technologiebörse NASDAQ oder am Neuen Markt gehandelten Unternehmen noch mehr an Wert – bis sie auf der Müllhalde der Wertpapiergeschichte landeten. Dabei hatte es so vielversprechend angefangen. Anfänglich kleine Portale, wie Lifescience.de auch eins war, liefen zunächst als winzige Start-ups oder als Förderprojekte. In diese Minifirmen investierten große Venture-Capital-Unternehmen Millionen von Dollar an Risikokapital, Gelder also, deren Besitzer den Maximalprofit erwarteten. Als Motor dieser wundersamen Geldvermehrung fungierten hierzulande Börsen wie der Neue Markt und in den USA der NASDAQ in New York. Hier ließen sich nach gleichem Muster Milliarden verdienen, und dieses Muster hieß Initial Public Offering (IPO).

Tatsächlich war die Idee, die sich hinter dem Initial Public Offering verbarg, nahezu genial, wenn auch eine Art Schneeballsystem. Venture-Capital-Gesellschaften pumpeten Millionenbeträge in junge, kreative, aber wenig lukrative Dotcom-Firmen, anschließend brachten sie diese Unternehmen an die Börse, wo Anleger im Aktienfieber die Kurse der Neugründungen in fulminante Höhen trieben. Wer als Venture-Capital-Geber beispielsweise 100 Millionen investierte und den Ansturm der Kleinanleger abwartete, konnte nach dem Börsengang mit einem Kapitalzufluss in Höhe von über einer Milliarde und mehr rechnen – was die Risikokapitalfinanzierer als „Exit“ bezeichneten.



Classics Jazz

Anzeigenservice ■ Mediadaten ■ Archiv ■ Magazine ■ Verlag ■ Fachverlage ■ Marketing ■ Konta

sueddeutsche.de

online

Nachrichten  
Wirtschaft  
Sport  
Kultur  
Wissenschaft  
Gesundheit  
Computer  
Karriere  
Leben & Stil  
Reise  
Wetter

Die Zeitung **Stix**  
Aktuelle Ausgabejetzt **foxt**  
Das Jugendmagazin

ANZEIGE



**Anzeigenmärkte**

Inserieren  
Kfz-Markt  
Stellenmarkt  
Bewerbermarkt  
Mietmarkt  
Immobilienmarkt  
Bekanntschäften  
Look4links

**Service**

SZ-Probeabo  
SZ-Shop

**sz-mobil**

Newsletter  
WAP-Service  
Handhelds

Die Süddeutsche Zeitung - aktuelle Ausgabe

SZ vom 28.03.2001 Medien

## PR-Geld vom Kanzler

Der Bund fördert gerne - auch den InternetLobbyismus

Eigentlich gab es gar nicht viele kritische Beiträge über Gentechnik auf der Internetseite *lifescience.de*. Dem Trägerverein der Seite war das wenige aber schon zu viel, sagt der ehemalige Chefredakteur Vlad Georgescu. Der Verein, in dem Wissenschaftler und Industrievertreter sitzen, entließ im Dezember das gesamte Redaktionsteam. Dabei sollten die Journalisten „überparteilich und neutral“ über Bio- und Gentechnik berichten - um der „stürmischen Entwicklung“ auf diesem Gebiet und „ihrem Einfluss auf Wirtschaft und Gesellschaft“ gerecht zu werden. Für diese Aufklärungsarbeit hatte *lifescience.de* neben Spenden von Firmen Mittel vom Bund und vom Freistaat Bayern bekommen.

Inzwischen hat *lifescience.de* eine neue Redaktion: BioLinx, eine PR-Agentur mit Sitz in Frankfurt. Technisch wird die Seite wie bisher von der Burda-Tochter Cyberlab betreut. BioLinx und Cyberlab sind nicht gerade Kandidaten für eine Förderung mit Steuergeldern - glaubte man auch bei der IG Medien, die sich mit dem Fall befasst. Doch aus einem Brief des Kanzleramts, der der *Süddeutschen Zeitung* vorliegt, geht nun hervor, dass der Bund weiter mitfinanziert. Auf die Bedenken des alten Chefredakteurs Georgescu gegenüber BioLinx antwortet das Kanzleramt: „Entgegen Ihrer Befürchtungen geben die über BioLinx zugänglichen Informationen in keiner Weise Anlass, an der journalistischen Objektivität zu zweifeln.“

Offensichtlich hat das Amt Schwierigkeiten mit seinem Internet-Anschluss. Denn sonst könnte man auf die Homepage von BioLinx schauen, deren Geschäftsführerin sich zu einer „aggressiven Kommunikation“ bekennt, „um gentechnisch veränderte Produkte zu vermarkten“. Dort ist zu lesen, dass BioLinx die Industrie „im Life-Science-Bereich durch spannende Zeiten lotst“. Auch könnte man auf die von BioLinx im Auftrag der Firmen Aventis CropScience, Monsanto und Novartis zubereitete Webseite „Genetic-Diner“

**IM ÜBER**  
aktuelles L  
Wochenchr  
SZ-Gesamt  
Reine Text

**TÄGLICH**  
Streiflicht  
Politik  
Seite Drei  
Meinungss  
Berlin  
Panorama  
Feuilleton  
Münchner I  
Medien  
Wirtschaft  
Sport  
München  
Bayern  
Sonderseit  
Landkreisa

**WÖCHEN**  
Wissensch:  
Reise & Erl  
Hochschul  
Literatur  
Auto und V  
SZ am Woc  
Bildung un  
Immobilier  
Sonderbeil

**KOLUMN**  
**Schlag**<sup>12</sup>

Macht macht  
Warum Freun  
viel lacht

**IM BLICK**  
  
Maul  
Klau  
Expe